

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 20

**Artikel:** Die alten Häuser am Giessereiweg in Bern

**Autor:** Lerch, C.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641338>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

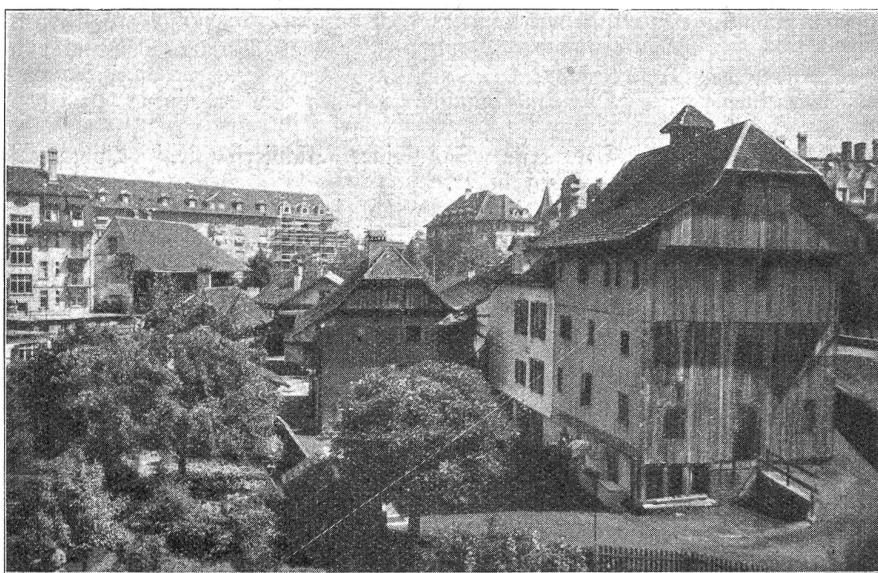
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Rechts Küpferhaus mit Tröckneturm, in der Mitte das Haus der Henziverschwörung.

## Die alten Häuser am Giessereiweg in Bern.

Wer ein Stück heimelig-altertümliches Bern sehen will, braucht es nicht unbedingt in der unteren Stadt, an der Matte oder zwischen Zeitglocken und Bahnhof zu suchen. Mitten zwischen neuzeitlichen Wohnpalästen und großgewerblichen Unternehmungen birgt das Südwestquartier solch ein Kleinod aus entchwundenen Tagen. Im Winkel zwischen Monbijou- und Wabernstraße, in einer auffallenden Bodensenkung, stehen ehrwürdige alte Bauten. Es geht die Rede, daß sie demnächst abgebrochen werden sollen. Daher sei es uns gestattet, kurz in Erinnerung zu rufen, was diese stummen Zeugen vergangener Zeiten gesehen an Freud und Leid. Die hübschen Bilder, Aufnahmen des bekannten Heimat-schutzfreundes Albert Stumpf, mögen das geschriebene Wort unterstützen und manches besser sagen, als es diesem möglich ist.

\*

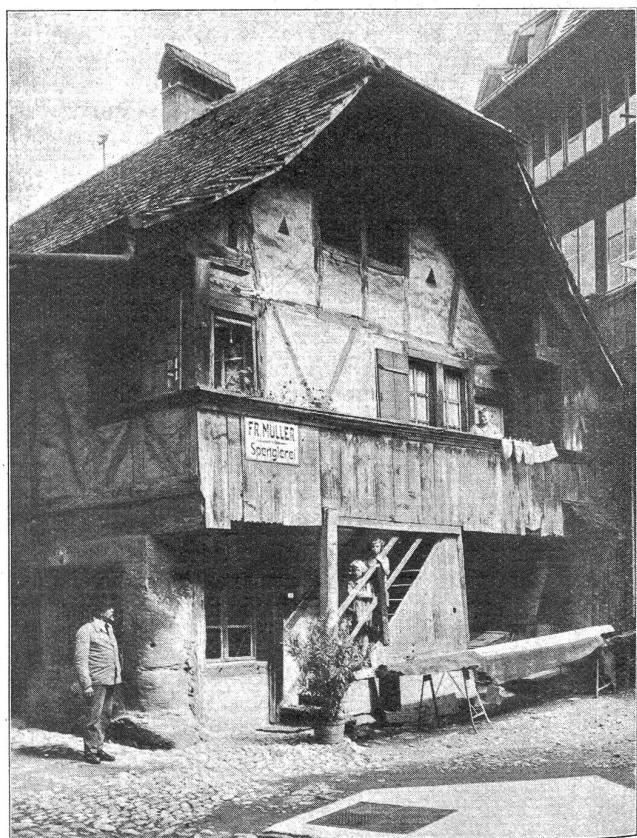
Es gab eine Zeit, da wohnte hier, inmitten ruhiger, grüner Wiesen und Hänge, das Glück, das Behagen, vornehm-heiterer Lebensgenuss. Der Mann, der einen Teil der Häuser, Scheunen und Werkstätten sein eigen nannte; der seine Mühestunden zu fröhlichem Weidwerk benützte; dem, wenn er in Geschäften die nahe Stadt betrat, manch angesehener Mann die Hand drückte — Johann Friedrich Küpper — betrieb hier (wie vor ihm schon, und nun auch noch gleichzeitig mit ihm, sein Vater) die Fabrikation der damals als großer Modeartikel sehr beliebten Indienne. Genauer: er bedruckte den von anderer Seite im Lande selbst, unter wirksamem Schutze der Obrigkeit, hergestellten Baumwollstoff mit bunten Bildern. Zu Hunderten lagen die verschiedensten Druckplatten aufgestapelt. Der hohe Holzbau am westlichen Ende des heutigen Wohnhauses diente als Tröcknerraum, wo die langen Stoffstücke nach dem Druck und der dazugehörigen chemischen Behandlung aufgehängt wurden. Dieses nämliche Gebäude hat in einer finstern Tragödie des alten Bern — der Henzivereischwörung oder dem Burgerlärmen — eine bedeutsame Rolle gespielt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war Bern eine regelrechte Erbmonarchie geworden. Die tatsächliche Staatsgewalt lag in den Händen von etwa einem Dutzend patrizischer Familien. Wurden durch Tod oder Rücktritt Stel-

len im Großen Rat oder den angesehenen Beamtungen frei, dann wußte man im kleinen Konventikel der Regierenden in geschickter Weise Söhne, Schwiegersöhne, Neffen, Vettern auf die leergewordnen Sessel zu schieben. Regimentsfähig — zur Teilnahme an den Staatsgeschäften und den daraus fließenden erkledeten Einnahmen berechtigt — waren theoretisch noch zahlreiche andere Geschlechter, wurden aber einfach immer wieder übergegangen. Die Gesamtheit der Stadtbewohner, die noch im 16. Jahrhundert ein gewichtig Wort mitzureden gehabt, sah sich in politischen Dingen überhaupt völlig lahmgelegt.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1749 waren im Tröckneturm im Montillon oder Sulgenried — wie man damals noch sagte — dreizehn Männer versammelt, die sich unter geheimnisvollen Vorsichtsmaßnahmen zusammengefunden hatten. Vier Stunden lang berieten sie in begeisterter Erregung.

Auf dem Tische lagen die Pistolen des Hausherrn. „Ich kann für meine 15 Arbeiter gutstehen“, verhieß er zuversichtlich; „von ihnen macht der letzte Mann mit. Und nun — auf gut Gelingen spende ich einen Trunk. Wohl bekomms!“ Und ein zuversichtlicher Blick glitt hinüber zu dem jugendlich elastischen Führer der Versammlung, dem Hauptmann Samuel Henzi.



Altes Haus am Giessereiweg. Wohnstock aus dem 17. Jahrhundert.

Um die Mittagszeit des 4. Juli aber holten die Häuser den Indiennedrucker Küpper aus seinem schönen Heim und brachten ihn in den Kerker. Den fast völlig zur Reife gediehenen Plan hatte ein Mitwisser, der Theologiestudent

Friedrich Ulrich, nachmals Pfarrer in Signau, einem Mitgliede der Regierung verraten ...

Zwei Wochen später starben die drei Häupter der Verschwörung, Henzi, Tüter und Wernier, auf dem Schafstot. Daß Küpfer nicht gleich ihnen das Leben lassen mußte, hat schon den Zeitgenossen Anlaß zu allerhand krausen Vermutungen gegeben: da spielten edle Fräulein, verummigte Nachgestalten und wunderkräftige Heiltränke ihre Rollen. In Wirklichkeit hatte Küpfer die Schonung seines Lebens wohl seiner allgemeinen Beliebtheit zu danken, nebst dem Umstande, daß er selber niemand zur Verschwörung angeworben und sonst einen stillen, ehrenbaren Lebenswandel geführt hatte. Immerhin: einer der am meisten Beteiligten, entging er der Rache der beleidigten Gnädigen Herren nicht. In der Morgenfrühe des 13. August verließ er mit mehreren Schicksalsgenossen, als auf ewig aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft Verbannter, seine Vaterstadt.

Er fand, fern von den Seinen, in Lörrach eine neue Heimat und betrieb in späteren Jahren dort wieder eine Indiennefabrik. Leider können wir hier nicht auf seine weiteren Schicksale — ein Versuch der Rechtfertigung der Verschwörer durch die Presse; eine vielfältige Spionagegeschichte — eintreten. Küpfer starb in Lörrach im Jahre 1766, dem siebzehnten seiner Verbannung.

Die Fabrik war nach dem unglücklichen Ausgang der Verschwörung von der Ehefrau Küpfers, seit 1757 von seinem Sohne Daniel Friedrich, seit 1762 von dessen Witwe weitergeführt worden und fiel 1766 an eine Tochter Johann Friedrichs, Frau Gaudard, und an das fränkliche, zehnjährige Töchterchen Daniel Friedrichs. Trotz allen Bemühungen des tüchtigen Geschäftsführers de Tren ging es, nach einem anfänglichen Aufschwung, mit der Fabrik immer mehr bergab. Die jugendliche Alleininhaberin starb 1776; das Geschäft fiel in Gelsttag. In den Räumen der Indiendruckerei richtete 1793 ein gewisser Brand aus Murten eine Tapetendruckerei ein, die sich nur wenige Jahre halten konnte.

\*  
Die traulich gesellte Gebäudegruppe hat seit jenen Zeiten immer dem Gewerbe gedient. Größere und kleinere Unternehmungen lösten einander ab. Da waren Wagner- und Schmiedewerkstätten; da wurden Baumwollfasern zu Watte verarbeitet; da war eine chemische Fabrik, die Schuhwickse, Zahnpasta und dergleichen herstellte — nicht zu vergessen die Rößlimühle und besonders das Unternehmen, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geblüht und dem Wege in der Bodenentfernung den Namen gegeben: die Gießerei Jakobi. Heute finden wir hier die Mühlen-, Sägen- und Aufzügebauwerkstätten Emch & Cie., eine Schmiede, eine Rolladenfabrik und eine Malerwerkstatt — diese in den Räumen, da einst Henzi mit seinen Genossen zu mitternächtlicher Stunde getagt und den Eid unverbrüchlichen Zusammenhaltens geschworen ...

Nun sollen sie also den Forderungen der Neuzeit weichen, das Graveurstöddli, das Trödnehaus, die Rößlimühle, das rote Haus, das Calandrestöddli (einst Spezereistampfe), das Farbhaus und wie sie alle heißen. Wenn nur nicht an ihre



Gesamtansicht. Der hübsche Riegelbau rechts ist die Rösslimühle. Links aussen, etwas versteckt, das Küpferhaus.

Stelle moderne Wohnkasernen jener Art treten, wo männlich sich gegenseitig in die Töpfe guft, wo man alle Familiengeheimnisse aller andern kennt, wo dicke Freundschaft und Brüderlichkeit mit einem Hasse abwechselt, wie er nur Nachbarn eigen sein kann!

Der betriebsame Winkel am Gießereiweg war immer ein Kinderparadies, das seinesgleichen suchte. Wohl nirgends konnte man so unbesorgt auf Brettern, Balken und dergleichen herumklettern und herumturnen, fand man Schlupfwinkel und Winkelchen gegen Regenwetter und müttlerlichen Zorn, gab es Eden und Edlein, wo man sich eine ganze, reiche Welt im Spiel aufbauen konnte. Die Buben raunten von einem grausig-düsteren, unterirdischen Gange, den sie entdeckt hatten — und einige Schritte weiter winkten Bäume mit dicken Westen, an denen es sich, just über den Wellen des Sulgenbaches, herrlich schaukeln ließ. Gab es auch mal ein unerwartet Bad — was schadete es?

Fürwahr, er hatte seine eigene Poesie, der Gießereiweg, und mit stiller Wehmuth werden die einstigen Kinder des verträumten Winfels sein Verschwinden sehen. Denn das Völlein da unten war seßhaft wie selten anderswo. In den bescheidenen Wohnstöcken, die wohl noch die Zeiten des Bauernkrieges erlebt, gingen die selben Leute Jahrzehntelang aus und ein. Man war mit seinem Sulgenbach, wie der Ort jetzt hieß, geradezu verwachsen. Und lustig genug: auch hier gab es ein Hüben und ein Drüben, schied sich das Jungvolk in örtlich abgegrenzte Lager. Mußte ein Mägdelein aus der westlichen Häusergruppe auf eine Besorgung aus, dann schloß es in ängstlichen Galopsprüngen an der Rößlimühle vorbei. Denn die drüben ließen keine Gelegenheit ungenutzt, ein Nachbarlein, wenn man es erwischen konnte, zu „tschuppen“.

So werden sie denn verschwinden, die Räume, die einst die zierliche Schönheit des Rokoko erfüllte; es weicht die Klause des begnadeten Künstlers Musikkdirektor Reichel, unter dessen Taktstock einst die Liedertafel Erfolge errungen und der seine Söhne, hervorragende Rechtsgelehrte, in hohen Stellungen gesehen; es weicht die Rößlimühle, deren hohes Dach mehr denn einmal, wenn der rote Hahn krähte, un-

erschrockenen Feuerwehrmännern zu halsbrecherischen Turnerfunkstüden gedient — das nämliche Dach, unter dem einstmals Staatschreiber Kistler aus- und einging, immer ein fröhlich Scherwort für die Kleinen der Nachbarschaft bereithalternd ...

Und dem Freunde alter Schönheit bleibt nichts weiter übrig als ein bedauerndes Geschehenlassen und ein stilles Gedenken: „Du liebes, altes Bern!“ C. Verch.

## Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

12

Die Reise an die See — für Mie ans Ende der Welt war beschlossene Sache. Sie mußte sich fügen. Doch ohne Abschied vom Gesehnen wollte sie nicht fort. Unter dem durchsichtigen Vorwand einer Rücksprache mit Professor Finch lezte sie's durch, daß die Mutter sie in die Stadt mitnahm und beide Augen zudrückte, als die Tochter an der Kirchgasse sich plötzlich von ihr trennte.

„Ich kann's ja vor mir selber nicht verantworten. Aber hüte dich vor unbedachten Streichen. Der Vater würde dich mit der Polizei holen lassen!“ warnte die unfreiwillige Komplizin.

Es war der schwerste Weg, den Mie bisher im Leben gegangen. Nicht nur das Trennungswех zerriß ihr das Herz, auch ein furchtbarer Zweifel erschwerte ihr den Gang. Des Vaters Wort: „Der Kerl prahlt mit deinen Briefen an Wirtstischen herum!“ saß ihr als Widerhaken im Fleisch und schmerzte entsetzlich. Sie konnte die häßliche Anschuldigung nicht nur so unter den Tisch wischen. Hatte die hingebende Liebe des Schloßfräuleins den Geiger eitel, übermütig gemacht? O, er war gewiß kein schlechter, aber wohl doch ein recht leichtsinniger Mensch! Mit Bestürzung dachte sie jetzt an den Stoß von Liebesbriefen aus aller Mädchenländer, den er ihr eines Tages lachend vorgezeigt. Damals hatte sie lediglich Genugtuung darüber empfunden, einen so vielbegehrten Mann ihr eigen zu nennen. Was bedeuteten ihm nun aber ihre Herzengüsse? Dienten sie ihm wirklich auch nur zu solch würdeloser Prahlerei, möchte er ihr Vertrauen so häßlich missbrauchen?

Mit gepreßter Kehle, zitternden Knieen stieg sie die dunkle Treppe des verwitterten Hauses hinauf. Oben wurde sie von seiner Wirtin, einer widerlichen Kuppelliese, empfangen, die gerade den Schrupper handhabte, bei Mies unverhofftem Erscheinen jedoch alles hinwarf, einen verdächtigen Eifer an den Tag legte und überlaut ihr Erstaunen kundgab: „Ei, das gnädige Fräulein! So früh schon zur Musiktunde? Was machen wir da? Ich glaube, der Herr Konzertmeister ist noch gar nicht aufgestanden. Wollen Sie nicht so lange in meiner Stube warten?“

Ohne die Antwort abzuwarten, die Hände an der schmucktiefenden Schürze trocknend, öffnete sie eine Tür und stieß den Gast förmlich über die Schwelle, um dann gleich wieder zu verschwinden. Mie hörte mit angehaltenem Atem, wie das garstige Weib an Himmelbachs Tür anklopste und mit unterdrückter Stimme meldete: „Herr Himmelbach, Ihre Schülerin ist da. Soll sie vielleicht lieber am Nachmittag kommen?“

Aller Rücksichten überdrüssig, rief Mie zornig aus: „Das geht doch gar nicht. In drei Stunden muß ich auf Wochen verreisen.“

Gleich darnach kam jedoch der Herr Konzertmeister ziemlich verdutzt zum Vorschein. Er stand richtig noch im Schlafanzug und sah dazu nichts weniger als ausgeruht aus. Die Morgentoilette war über einige hastige Bürstenstriche anscheinend noch nicht hinausgediehen, und der seidene

Pyjama strömte ein Parfüm aus, vor dem die Besucherin unwillkürlich den Atem anhielt.

„Verzeih, Mie! Ich wußte ja nicht ... ich habe dich natürlich so früh nicht erwartet. Ist was passiert?“ fragte er leise, die Stubentür vorsichtig zuriegelnd.

„Ja doch! Ich muß dich unbedingt sprechen. Kann es nicht lieber in deinem Zimmer geschehen?“

Er drängte sie resolut nach dem wackligen, verschlossenen Kanapee.

„Mein, das geht leider nicht. Wir sind hier ja völlig ungestört. Du mußt nämlich wissen.“

Mie wurde mit jeder Sekunde ängstlicher zu Mute. Er mußte sie fast mit Gewalt zu sich herunterziehen.

„Wie merkwürdig. Warum denn auf einmal nicht?“

„Weil ... ich habe gestern ... es fand nämlich noch eine kleine Nachfeier statt. Da hab' ich in früher Morgenstunde den — den Böpfli, der nicht mehr ganz auf dem Posten war, mit mir geschleppt. Der liegt nun drüber und schläft. Es geht wirklich nicht. Ich kann ihn jetzt unmöglich hinauswerfen.“

Das sagte er aber nicht zu ihr, sondern unter Zittern und Frösteln zu einer imaginären Drittperson, die vor ihm in der Luft zu schweben schien. Er war unerträglich. Mie wurde von einer heftigen Uebelkeit befallen. Und als er, gleichsam in blässer Erinnerung der Pflichten eines galanten Liebhabers, den Arm um ihren Hals legte und sie an sich ziehen wollte, sprang sie entsezt auf und wies ihm eine Miene des Abscheus, des lebhaften Misstrauens zu.

„Pfui, wie siehst du denn aus und was hast du bloß an dir? Das ist ja ein unausstehliches Parfüm. Wasch dich doch und zieh dich an.

Sie konnte nun die niederschmetternde Wahrheit schon fast mit den Händen greifen und wagte doch nicht, den letzten Schluß zu ziehen. Das harte Wort: „Du hast eine andere bei dir!“ ballte sich in ihrem Halse zum Kloß, an dem sie zu ersticken drohte.

Da machte der Geiger der peinlichen Szene selbst ein Ende. Ein kaltes, kantiges Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, brach als blutiger Hohn aus seinen müden Augen.

„In Gottesnamen denn, wenn du's durchaus wissen willst ... Meine Frau ist gestern abend unerwartet eingetroffen. Als ich in der Frühe nach Hause kam ... Na ja, den Rest wirst du dir wohl selbst zusammenreimen können! Hergebeten hab' ich sie wahrhaftig nicht. Nun verachte mich, beschimpfe mich, sage dich los von mir. Ich kann's nicht ändern!“

Längelang warf er sich hin, hielt den Kopf in beiden Händen und starnte nach der Decke, ob sie nicht bald niederschrüzen und seine Schande begraben wolle.

„Dann will ich nur gleich wieder gehen!“ hauchte Mie sterbensmatt. Ohne die Stütze des Stuhls wäre sie gleich zusammengebrochen. Das Zimmer drehte sich mit ihr. Er sprang schnell auf und nötigte sie, sich hinzusezen. Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie ein graues Reisekleid trug und wie eine englische Lady aussah. Hut, Strümpfe, Schuhe — alles von gleicher Farbe, stilvoll, vornehm, von berückender Eleganz. Zwingend drängte sich ihm der Vergleich mit der andern auf, die drüber ungepflegt, düd, träge, rechthaberisch seiner harrte — Mutter seiner Kinder, zu der und zu denen er gekommen war wie ein Durftiger zu seinem Rausch. Ach, ein kurzer Rausch, ein langer Razenjammer! Raum mehr Mitleid kannte er für sie, nachdem ihr Liebreiz so rasch verblüht, ihre Natur im niedrigsten Magdtum steden geblieben war. Um ihretwillen eine schwärmerische, anbetungswürdige Geliebte zu verlieren — schon der Gedanke erfüllte ihn mit Haß und Wut.

„Nimm es nicht so tragisch, liebe Mie. Sie bleibt ja nur zwei Tage. Ich sorge dafür!“ bestürmte er ihren fliehenden Blick. „Warum willst du verreisen? Wohin? Und auf wie lange denn? Sage mir doch, was geschehen ist!